

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Elvira Schöner: Ausgesiedelt aus Rußland - heimisch in Steinfeld

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Ausgesiedelt aus Rußland - heimisch in Steinfeld

Gerufen, verbannt - ein neues Leben

„Von den Zaren gerufen, von den Sowjets verbannt: Die Rußlanddeutschen. Über Jahrhunderte leisteten sie einen gewaltigen Beitrag zum Aufbau des russischen Reiches. Nur zwei Jahrzehnte machten sie zum Treibholz.“ So heißt es auf einer Buchumschlagskritik. Fürwahr und unumstößlich - Völkermigration gibt es seit Generationen und Jahrhunderten. Deutsche wanderten zum Beispiel nicht nur nach Amerika, sondern auch nach Rußland aus. Amerika nahm damals Menschen aller Nationalitäten auf. Noch früher nahm Rußland viele Menschen auf, um die Wirtschaft anzukurbeln. So waren die ersten deutschen Siedler Kaufleute der deutschen Hanse im Norden Rußlands (Nowgorod). Aber auch schon im 16. Jahrhundert holte Iwan der Schreckliche Fachleute wie Handwerker, Baumeister, Architekten, Ärzte, Offiziere und Verwaltungsspezialisten ins Zarenreich. Das wurde allerdings auf friedlichere Weise von Peter I. (der Große), der verantwortliche Posten mit Deutschen besetzte, fortgesetzt. Hauptansiedlungspunkte waren Petersburg, Moskau und Odessa. Katharina II. setzte eine planmäßige Besiedlung mit Deutschen fort. Das geschah mit ihrem Manifest zur Einwanderung vom 22. Juli 1763. Die Wolgadeutschen Kolonien wurden gegründet. Saratow ist hier ein bekannter Name. Die Kolonisten hatten ein Recht auf Selbstverwaltung. Der Hauptzustrom kam aus Hessen, Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg. Die deutschen Einwanderer gründeten eigene Universitäten ja sogar Priesterseminare.

Die Idylle in den Kolonien wie z.B. der sogenannten Wolgarepublik oder im Schwarzmeergebiet dauerte bis zur Oktoberrevolution im Jahre 1917. Die Auswirkungen dieser Revolution griffen schnell um sich. Davon blieb auch Landau im Bereich von Odessa nicht verschont. Landau wurde dort um 1809 am kleinen Bug gegründet. In der Blütezeit des ca. drei Kilometer langen Dorfes wohnten dort über 350 deutschstämmige Familien. Ob Walter, Schmidt, Schöner, Jäger, Doll oder Michel - ein alter Lageplan gibt Auskunft über die jeweiligen Hausbewohner. Es gab dort eine Mittelschule, eine Ackerschule, eine

Geburtsklinik, eine Badeanstalt, ein Elektrowerk und vieles mehr. Es war eine schöne Zeit, wie sich Elvira Schöner erinnert. 1944 wurde der Name Landau dort für alle Zeiten von der Landkarte gestrichen. Später wurden hier Weißrussen angesiedelt, die dem Ort den Namen „Schirokolanowka“ gaben.

Wie Elvira Schöner diese Schreckenszeit erlebte, sei hier wiedererzählt: „Im Jahre 1930, als ich drei Jahre alt war, wurden meine Eltern enteignet, nicht nur das Land und das Vieh, auch Möbel und Kleidungsstücke. Kurz danach wurde mein Vater von der Polizei abgeholt. Erst nach einem Jahr kam er wieder, es war kurz vor Neujahr. Im Frühjahr 1931 hieß es: „Kulaken (das waren Bauern, die mehr als 10 ha Land besaßen) haben keinen Platz im Dorf“. Das Haus wurde enteignet, und wir mußten ausziehen. Meine Eltern und wir Kinder Lydia (6 Jahre), ich (4) und Josef (2) zogen nach Sebastianfeld zu Opa Adam Doll, Mamas Vater. Während wir Kinder bei Opa waren, arbeiteten meine Eltern in den Russendörfern, wo sie niemand kannte. Im Jahr darauf wurde Opa Adam (70) in der Nacht abgeholt und ins Gefängnis nach Kremenschuk gebracht, wo er drei Monate später verstarb. Daraufhin brachten unsere Eltern uns Kinder zu Papas Mutter nach Lubjanka. Wir wohnten bei ihrem ältesten Sohn, und Oma pflegte uns, während meine Eltern von Dorf zu Dorf zogen und Arbeit suchten. Wenn man sie als Kulaken erkannt hatte, wurden sie sofort wieder arbeitslos. Sonntags besuchten sie uns und brachten uns immer etwas, wenn auch sehr wenig, mit. Unsere Bäuche schwollen langsam vor Hunger an.

In der Nachbarschaft wohnte Papas Bruder Nikodemus mit seiner Familie, die allesamt vor Hunger gestorben sind. Vater schrieb Klagen an die Regierung ohne Ende.

Im Juli 1933 durften wir wieder zurück in unser Haus in Landau, in dem mittlerweile eine jüdische Familie Gofmann wohnte. Der Mann war Buchhalter in der Mühle. Mama hat ihm Brot gebacken, dafür bekam sie einen Laib. Sie arbeitete im Gemüsegarten der Kolchose und brachte manchmal von dort etwas mit. Papa arbeitete auch im Kolchos bei den Pferden. Er brachte manchmal in seinen Hosensäcken Gerste und Hafer mit. Wir freuten uns immer, wenn er von der Arbeit nach Hause kam und griffen sofort in seine Hosentaschen, ob dort wieder was drinnen war. Das wurde dann geröstet und gegessen. Auf diese Weise haben wir uns durchgeschlagen. Es wurde wieder besser. Sonntags gingen wir immer in die Kirche.

Im Sommer 1935 starb dann meine ältere Schwester Lydia und im September kam ich zur Schule. Ich war sehr gut in der Schule. Die Eltern freuten sich. Papa arbeitete 1937 als Brigadeführer in der





Foto der Familie Adam Doll um 1914 in Sebastiansfeld, einer deutschen Siedlung am Schwarzen Meer. Stehend v. l.: Mathilde, Julia, Angelina (Elvira Schöners Mutter) und Emilia; Mitte v. l.: Mutter Katharina geb. Weber, Emanuel, Siegfried, Vater Adam und Johan; liegend v. l.: Martin und Markus. Martin und Johan wanderten später nach Nordamerika aus. Foto: privat

Kolchosa. Am 18. September 1937 wurde ich 10 Jahre alt. Ich war lustig in der Schule und kam auch so lustig nach Hause. Da sagte meine Oma zu mir: "Kind sei nicht so lustig, nach dem Lustigen kommt immer das Traurige". Ich konnte es damals nicht begreifen, was da noch an Traurigem kommen sollte, so schön war es wieder. In der gleichen Nacht wurde ich plötzlich wach und hörte Stimmen und lautes Weinen. Im Zimmer waren drei NKWD-Männer, die alles durchsuchten. Auf dem Fußboden lagen Kleidungsstücke und ein Haufen Gebetbücher. Ich stand auf, umarmte meinen Vater. Er nahm mich hoch auf die Arme, gab mir und allen anderen einen Abschieds-

kuß und brachte mich wieder zu Bett. Er wurde abgeführt und im "Schwarzen Auto" (Tschorny Woron) weggebracht. Ich habe die Nacht noch heute gut in Erinnerung. Ich fühle mich schuldig, weil ich am Tag so lustig gewesen war und in der Nacht das Unglück kam. Bis heute weiß niemand, wo mein Vater geblieben ist. Kein Gerichtsurteil, kein einziges Wiedersehen. Ende des Jahres wurden auch unsere Verwandten verhaftet. Papa und Mamas Brüder Nikodemus, Anton, Markus, Manuel und Siegfried sowie Schwager Stanislaus Litzinger mit seinen 8 Kindern, das jüngste erst drei Monate alt, sowie ein weiterer Schwager mit seinen fünf Kindern waren darunter. Sie alle sind bis zum heutigen Tage verschwunden.

Im Oktober 1937, einen Monat nachdem Papa festgenommen wurde, bekam Mutter Bescheid, sie müsse unbedingt zur Kolchosversammlung kommen. Es war etwas wichtiges zu besprechen. Als sie dort ankam, wurde sie sofort festgenommen. Weitere Frauen, deren Männer bereits inhaftiert waren, wurden ebenfalls mitgenommen. In der gleichen Nacht haben die NKWD-Männer mich und meinen Bruder Josef (8) abgeholt. Sie sagten, ihr dürft euren Papa sehen. Ich habe mich an Oma festgehalten. Ich wollte nicht gehen. Ich schrie und weinte. Die Männer hielten mir den Mund zu, und wir landeten im Landauer Gefängnis, das schon voll war mit Kindern im Alter von drei bis sechzehn Jahren, die alle schrieten und weinten. Drei Tage waren wir da, in denen ich wohl am schlimmsten geweint habe. Die Aufseher wußten nicht mehr, was sie mit uns machen sollten. Da holten sie meine Mutter und eine weitere Frau, die zwei Kinder im Alter von drei und fünf Jahren im Kinderheim hatten, zu uns für zwei Tage ins Gefängnis, um uns zu beruhigen. Der einen Frau versprach ich, auf ihre zwei Kinder achtzugeben. Danach wurden wir mit einem Lastwagen (wir saßen auf Stroh) nach Odessa in ein Kinderheim gebracht. Es war schon Nacht, und alles war hell erleuchtet. Mehr als einen Monat waren wir im Kinderheim in Odessa. Es war eine schreckliche Zeit. Alle Kinder weinten. Wir waren zu viert in einem kleinen Bettchen. Mein Bruder und die zwei Kinder, die ich beaufsichtigen sollte, lagen im Bettchen. Ich saß auf dem Fußboden und hielt schützend die Hand über die Kinder, obwohl ich mit meinen 10 Jahren selbst ja noch ein Kind war. Ich fühlte mich aber schon groß.

Eines Morgens wurden wir getrennt. Die jüngsten bis zu 8 Jahren mußten auf der linken Seite Aufstellung nehmen, die 8- bis 16jährigen auf der rechten. Die zwei Mädchen hatten sich inzwischen so an mich gewöhnt, daß sie immer wieder zu mir liefen. Wir weinten. Ich bat den Aufseher, die Kinder bei mir zu lassen, aber sie wurden nach Kiew gebracht, wir nach Charkow. In Charkow kamen wir in ein

großes Heim. Über 300 Kinder waren dort. Die meisten waren Chuligans, die oft ausrissen und ein paar Monate später wieder geschnappt wurden. Wir wurden in verschiedene Gruppen aufgeteilt und mußten in die Schule. Dort wurde russisch gesprochen, wir haben nichts verstanden, konnten auch kein Wort sprechen und haben zuerst nur geweint. Mit der Zeit paßten wir uns an. Ein Jahr später kamen wir in ein anderes Heim nach Summy. Dort waren wir aus unserem Dorf Landau zu viert und zwar Katharina Kunz, Oskar Stein, sowie mein Bruder und ich. Wir waren alle traurig. Auf der Straße wurden wir immer ausgelacht und angeschrien. Uns sah man an, daß wir aus dem Heim kamen.

Im Juli 1939 kam unsere Mutter wieder frei. Verwandte und Nachbarn haben Geld gesammelt, damit sie uns wieder holen konnte. Wir durften wieder in unserm Haus wohnen, Oma war 1938 bereits vor Hunger gestorben. Mama kam sehr krank zurück. Sie war in Nikolajew und in Odessa im Gefängnis gewesen. Sie wußte nicht wie lange, es war schrecklich, was ihr alles angetan wurde. Sie weinte immer nur, wenn man danach fragte. Das letzte, an das sie sich erinnern konnte, war ein kleines Zimmer, in dem man nur stehen konnte und das Wasser tropfte ihr ständig auf den Kopf. Sie war zu ihrer Haftzeit so verwirrt, daß sie zeitweise sogar in ein Irrenhaus gebracht worden war.

Um Landau herum wurde im II. Weltkrieg sehr hart gekämpft. Eine Woche lang lebten wir in Kellern und Schützengräben, die wir in den Hof gegraben hatten. Am 12. August 1941 wurde es nach langer Schießerei plötzlich still. Wir hatten alle Angst. Ich hatte ein rotes Kleidchen an, mußte es sofort ausziehen, denn Mutter hatte Angst, daß wir als "Rote" eingestuft werden. Es hat uns aber niemand etwas angetan. Daß "deutsch" gesprochen wurde, hat uns sehr gefallen. Wohl 300 russische Soldaten kamen bei dem Kampf um. Auch viele Landauer zählten zu den Toten. Ich erinnere mich zudem an ein Grabkreuz eines gefallenen Deutschen, der Rudolf Wioldemann hieß. Das Leben ging weiter. Es wurde wieder im Kolchos gearbeitet. Im Frühling 1942 wurden die Ländereien wieder aufgeteilt, und jeder arbeitete wieder auf seiner Wirtschaft. In den Schulen wurde wieder "deutsch" unterrichtet, ich mußte allerdings schon arbeiten. Unsere Kirche, zwischendurch zur Sporthalle umgewandelt, wurde wieder in Ordnung gebracht. Kinder wurden getauft, kamen zur Kommunion, Ehepaare wurden getraut. Pastor Kreiner, der 1937 verschleppt worden war, war blind zurückgekehrt und verstarb 86 Jahre alt kurz darauf. Niemand glaubte daran, die Heimat Landau verlassen zu müssen, doch leider war dieser Traum nur von kurzer Dauer. Im März

1944 war es dann so weit. Diejenigen, die ohne Pferde waren, wurden zum Bahnhof nach Odessa gebracht. Am 18. März gegen 6.00 Uhr wurde ein Treck zusammengestellt. Soldaten kontrollierten die Häuser. Wir waren noch im Haus, ein Pferd lahmte, wir bekamen ein neues und mußten uns dem Treck anschließen, den wir am Nachmittag erreichten. Rohrbach, das 20 km von Landau entfernt lag, war bereits voll mit Flüchtlingen. Es ging weiter nach Beresowka. Über den Beresan war eine große Brücke, die die Flüchtlinge wie Soldaten überqueren mußten. Russische Flugzeuge griffen die Brücke an und bombardierten sie. Gottseidank fielen die Bomben nur ins Wasser. Die Menschen weinten und schrieten, alles ging drunter und drüber. Der Weg war unendlich lang, kein Anfang, kein Ende. Je weiter der Weg desto schlechter wurde er. Die Räder versackten tief im Schlamm. Und nachts überfielen uns die Partisanen, die die guten Pferde stahlen (wir hatten zum Glück schlechte). Männer wurden verprügelt, Frauen bedroht. Fortan bewachten die Männer nachts die Pferde. Zum Glück brauchten wir auf dem schweren Flüchtlingstreck nicht hungern, und wir erreichten endlich die ungarische Grenze, nur 20 km dieser Strecke hatte ich auf dem Wagen gesessen. In Ungarn mußten wir unsere Wagen und Pferde an die Wehrmacht abgeben und wurden mit dem Zug nach Pabianiz/Polen gebracht. Von dort ging es nach Strzelno in den Warthegau. Dort war ein Aufnahmelager, wir wurden von einem Arzt untersucht, wurden eingebürgert und bekamen deutsche Ausweise. Danach kamen wir in ein Lager namens Lindental, drei Wochen später wurden wir abgeholt und auf das Gut Petersdorf gebracht, wo wir auf die Familie Fast aus Saporoschje trafen. Dort bekamen wir eine Zweizimmerwohnung und Arbeit. Unser Wirt Bruno Wedel und seine Frau waren sehr freundlich. Die Lage wurde immer bedrohlicher und Herr Wedel kam zu uns, schenkte jeder Familie einen Sack Mehl, ein halbes Schwein, einen Wagen mit zwei Pferden und sagte: "Macht schnell, daß ihr weiterkommt, der Russe ist nah!" Zusammen mit der Familie Fast machten wir uns auf den Weg, der bereits voll mit Soldaten und Flüchtlingen war. Zwei Tage später, es war der 20. Januar 1945, ging es nicht mehr weiter. Der Weg verlief dicht am Wald, und auf einmal fing es an zu schießen. Jemand schrie "Partisanen". Fast alle Wagen rutschten in dem Aufruhr in den Graben, auch unser Wagen. Wir bekamen unseren Wagen am anderen Morgen nur schwer wieder auf den Weg. Überall lagen Tote. Es war schrecklich. Wir sind weitergefahren und kamen in ein Dorf, das wiederum voll von flüchtenden Menschen war. Wir wärmten uns in einem Haus ein wenig auf, als mein Bruder Josef kam und mich nach draußen rief. "Schau mal," sagte er, "da sind die Russen". Ich wollte

es nicht glauben, überall waren russische Panzer mit Soldaten besetzt, zu sehen. Hier und da fielen ein paar Schüsse. Plötzlich floh ein deutscher Soldat an uns vorüber. Russen schossen nach ihm. Eine Kugel traf meinen Bruder tödlich, er zuckte nur noch mit den Händen und Füßen. Ich war verwundet. Der deutsche Soldat lag erschossen mitten auf der Straße. Eine Frau und zwei Männer wollten mich in ein Krankenhaus bringen, doch Mutter erlaubte es nicht. Es ging nicht mehr weiter, wir alle mußten umkehren. Meinen toten Bruder Josef nahmen wir mit. An den Namen des Dorfes erinnere ich mich nicht mehr. Es war in der Gegend von Schneidemühl (heute Pila). Wir befanden uns kaum auf dem Rückweg, da wurden wir von russischen Soldaten angehalten, sie durchschnüffelten alles und nahmen uns die Lebensmittel ab. Die Leiche meines Bruders wollten sie vom Wagen werfen. Es wurde uns vorgeworfen, Josef hätte auf russische Soldaten geschossen. Mutter weinte. Im nächsten Dorf übernachteten wir. Am Morgen wickelten wir Josef in eine Decke, legten ihn auf einen kleinen Schlitten und brachten ihn zum Friedhof. Es war sehr kalt, viel Schnee, und wir hatten nur einen Spaten zum Graben. Es war sehr mühsam. Das Grab war noch nicht einmal einen Meter tief, als deutsche Jäger die russischen Truppen auf der Straße angriffen. Soldaten flüchteten auf den Friedhof. Wir hatten Angst. Wir legten Josef schnell ins Grab, schütteten es zu und legten mit Steinen ein Kreuz aus. Solange meine Mutter lebte und an Josef denken mußte, weinte sie, weil er kein ausreichend tiefes Grab gefunden hatte. All unsere Familienbilder und auch mein seit Jahren geführtes Tagebuch gingen bei der Flucht leider verloren. Die schrecklichen Erinnerungen sind geblieben.

Eine Woche später erreichten wir und die Familie Fast wieder das Gut Petersdorf. Was uns auf den Weg bis dahin von den russischen Soldaten angetan wurde, kann man nicht beschreiben. Der Verwalter des Gutes war nun der Genosse Tischler. Wir mußten im Stall beim Vieh arbeiten. Inzwischen war es April geworden, und Genosse Tischler mußte uns in Strzelno abliefern. Wir wurden in eine Soldatenkaserne gebracht, die voll war mit "Rußlanddeutschen". Und es kamen immer mehr hinzu. Vom Kasernenessen konnte man nicht leben, und so mußten wir Geld hinzuverdienen. Ich habe bei einem Bauern in einem Blumenfeld gearbeitet, seine Kühe gemolken und in der Küche gearbeitet. Dafür bekam ich am Tag 7 Zloty. Ende Juni kam ein russischer Kommandant in unser Sammellager. In seiner Rede versprach er, daß jeder in seine Heimat gebracht wird und Haus und Hof zurückbekommt. Alle männlichen Personen, die älter als 15 Jahre waren, wurden ausgesondert und abgeführt. Wir wurden zum Bahnhof gebracht und in

Güterwaggons gesperrt. In Brest mußten wir aussteigen und wurden registriert. Acht Tage lang mußten wir warten. Wir saßen auf unserem Gepäck und hatten kein Dach über unserem Kopf. Urki (Diebe) beklaute uns Wartende. Wir mußten alles hinnehmen, niemand half uns. Danach ging es im offenen Güterwaggon weiter. In unserem Waggon waren mehr als 70 Menschen untergebracht. Es war eine sehr schreckliche Reise. Nach all den Jahren kommen mir immer wieder die Tränen. Manchmal stand der gesamte Zug drei / vier Tage an einer Stelle. Weitab von einem Dorf, kein Wasser, nichts zu essen. Wenn der Zug anhielt, wußten wir nie, wie lange wir Zeit hatten, Wasser und Essen zu suchen. Einmal schaffte ich es nicht mehr, rechtzeitig auf den Zug zu steigen. Ich versuchte ein ums andere Mal, mich an einen Waggon festzuhalten, wurde mitgeschleift, fiel auf die Erde. Dann konnte ich mich festhalten, hatte aber nicht die Kraft, mich sofort hochzuziehen. Meine Knie und Beine schmerzten. Irgendwie schaffte ich es dann doch, in den Waggon zu klettern. Die Narben an meinen Knien sind immer noch zu sehen.

Viele Kinder starben auf diesem Transport. Die Mütter legten die toten Kinder in einen Koffer, um sie bei Gelegenheit zu beerdigen. Nachts herrschte im Waggon immer Todesangst, wenn wir langsam einen Wald durchfuhren. Von allen Seiten wurden wir überfallen. Die Diebe griffen nach den Koffern, in denen oftmals die Kinderleichen waren und nahmen sie mit. Wir wehrten uns und wurden geschlagen. Zuletzt gaben wir auf, die Diebe nahmen alles mit, was sie wollten und warfen zudem unsere warme Kleidung vom Zug.

Als wir immer weiter nach Sibirien kamen, wurden beinahe in jeder Station ein bis zwei Waggons abgehängt. Irgendwann auch unser Waggon. Wir sollten abgeholt werden, was wieder einmal sehr lange dauerte. Unsere Sachen wurden auf Ochsenfuhrwerke gepackt, und wir trotteten hinter den Wagen her ins Ungewisse. Unter uns waren immer noch viele Kleinkinder, die wir auf der fast 20 km langen Strecke fast nur tragen mußten. Schon weit vor dem Dorf kamen uns russische Kinder entgegen und schrieten laut: "Fritzi idut, Fritzi idut" (die Deutschen kommen). Wir dachten, daß wir in ein großes Dorf kämen. Untergebracht wurden wir in einer leerstehenden Getreidekammer. Mittlerweile war es der 6. August 1945, ein denkwürdiger Tag. Am anderen Tag kam aus dem Bezirk Astrachanka der Kommandant. Er gab uns Bescheid, daß wir als Feinde und Verräter des Landes eingestuft sind. Von nun an standen wir unter der Aufsicht der Kommandantura. Wir durften das Dorf nicht verlassen. Alle 10 Tage wurden wir überprüft, später nach guter Führung nur noch einmal. "An die Arbeit", befahl er uns. Die Ernte hatte angefangen und

alle Arbeitsfähigen, mit Ausnahme der alten Mütterchen, die auf die Kinder aufpaßten, mußten aufs Feld.

Kasachstan war jetzt unsere neue Heimat. Wir wohnten in Erdhütten im Ort Chmelewka. Nur die Schule, das Kolchosbüro und fünf weitere Erdhütten waren aus Lehmziegeln gebaut. Die anderen bestanden aus aufeinandergelegten Grassoden. Die meisten Hütten hatten nur ein Zimmer und ein Fenster. Der Viehstall war dicht an der Erdhütte angebaut, so daß die Wärme vom Vieh im Winter in die Hütte kommen konnte.

Im Dorf war ein Kolchosschafstall, Ochsenstall und ein Kuhstall, der dicht an einem Teich stand. Das Schmelzwasser lief in den Teich und auch die Jauche. Das Vieh wurde mit dem Wasser getränkt, und auch wir Menschen mußten es notgedrungen trinken. Im Winter konnten wir allerdings Schnee auftauen. Wir führten ein armseliges Leben. Unsere russischen "Gastgeber" hatten eine Kuh, wovon sie lebten. Zwei Schafe sorgten mit ihrer Wolle für unsere Kleidung. In jeder Hütte brannte ein russischer Ofen, auf dem wir alle schliefen. Es gab keine geregelte Arbeitszeit. Wir arbeiteten vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, ohne Ruhetag, ohne Feiertag. Ein Arbeiter bekam im Monat 10 kg Weizen als Lohn, ein paar Kartoffeln konnten mit den Russen ertauscht werden. Kein Salz, kein Zucker, kein Feuer, kein Brennstoff. Jeden Winter starben viele Kleinkinder. Es war auch kein Arzt da. Im ersten Winter habe ich bei den Schafen gearbeitet, wenn eines verreckt war, haben wir es uns in der Nacht geholt und ausgekocht, damit wir mal richtig etwas zu essen hatten.

Im Sommer 1946 arbeitete ich in der Traktorbrigade, da gab es nahrhafteres Essen. Ich war inzwischen 19 Jahre alt geworden. Zusammen mit zwei Männern habe ich im Winter mit dem Ochsespann Futter gefahren. Es war sehr kalt. "Die "Niemcys" (Die Deutschen) sollen Futter holen, schließlich haben sie im Krieg unsere Männer umgebracht," hörten wir immer von den Russen. An einem solch kalten Tag wäre ich einmal fast erfroren. Es hatte geschneit. Anfangs war es noch ertragbar. Wir fuhren 7 km raus, um Heu zu holen. Ein mühsamer Weg, wobei es kälter und kälter wurde und die Kleider am Leib zusammenfroren. Am Heuhaufen konnten wir nicht arbeiten. Wir mußten zurück. Die Männer liefen, ich konnte mich kaum noch bewegen und lag auf dem Schlitten. Irgendwie kam ich doch noch nach Hause. Ich sah den Schornstein unserer Hütte. Unsere Hauswirtin und meine Mutter rieben mich mit Schnee ein bis ich rot wurde, damit der Frost aus den Körper zog. Ein starker Schmerz.

Das Leben war also nicht leicht, doch irgendwie ging es immer weiter. Mit einem Stück Kristall und einem Stein machten wir uns Feuer. Die

Kinder sammelten Kuhmist zum Heizen. Auf den Feldern suchten wir nach süßen Wurzeln, die als Zuckerersatz dienten. Wir bauten eine Baracke zum Wohnen. Mit der Zeit kamen auch die Männer zu ihren Familien zurück. Ich heiratete 1948. Wir lebten bei meiner Mutter, die zu der Zeit von ihren letzten Kleidungsstücken eine Hütte gekauft hatte. Einmal im Monat kam der Kommandant gefahren. Ich wurde auch zu ihm hinggerufen. Ich sollte Männer auf Fotos erkennen, die ich aber nicht kannte. Dann mußte ich meinen Lebenslauf schreiben. Eine Woche später mußte ich mich beim Kommandant in Astrachanka melden. Die 17 km bis dahin und zurück mußte ich natürlich zu Fuß zurücklegen. Ich kam deswegen auch nicht pünktlich, mußte später wiederkommen und nochmals meinen Lebenslauf schreiben. Dann schickte er mich zum Leiter des KGB, zum Genossen Krasnikow. Auch er befahl mir, meinen Lebenslauf erneut zu schreiben. Ich hatte doch gerade bei Genosse Dukowenko meinen Lebenslauf geschrieben. Ich zitterte an Leib und Seele und schrieb erneut. Genosse Krasnikow las ihn und sagte: "Du mußt für uns arbeiten!" Vor Angst konnte ich ihn nicht ansehen und starrte auf das vorgefertigte Blatt, das ich unterschreiben sollte. Krasnikow sagte mir: "Du schreibst gut russisch und kannst lesen, dann mußt du uns alle 10 Tage berichten, was die Menschen bei Euch tun und wer die Anstifter zum Beten sind! Du darfst niemandem hiervon was sagen, nicht Deinem Mann, nicht Deiner Mutter!" Ich versuchte mich da rauszureden. Er wurde wütend und schrie mich an. "Unterschreib, und Du kannst gehen," sagte er zum Schluß. Ich unterschrieb. Ich habe denen dann immer mitgeteilt, daß alle zufrieden sind und nur vom Essen reden.

Vor jeder Begegnung mit dem Kommandanten hatte ich eine panische Angst, weil er mich immer angeschrien hat. Zwei Jahre lang ging das so weiter. Ich dachte daran, mich umzubringen und vertraute mich meinem Onkel Franz an. "Du mußt stark bleiben, auch wenn er Dich anschreit, schreib einfach weiter," sagte er zu mir. Ich habe später erfahren, daß auch Onkel Franz gezwungen wurde für die Kommandantura zu arbeiten. Auch er wollte seinem Leben ein Ende setzen, so stark war der Druck, der auf uns ausgeübt wurde.

Im März 1950 wurde mein Mann von der Kolchosverwaltung für sechs Monate zum Eisenbahnlinienbau geschickt. Kurz danach wurde meine Mutter krank. Es war kein Arzt weit und breit. Wir mußten warten bis weitere Menschen krank wurden, erst dann konnten wir sie auf einem Ochsenkarren in ein Krankenhaus bringen. Ohne Bewußtsein kam sie dort an. In den drei Wochen ihres Krankenhausaufenthaltes durfte ich sie nur einmal besuchen. Noch nicht ganz gesund und geschwächt kam sie zurück. Sie mußte dennoch weiterarbeiten. Frei gab es nicht. Sie mußte fortan die Schafe nahe den



Mit neuer Zuversicht präsentieren sich die Mitglieder der Familie Jakob und Elvira Schöner (vorn) im eigenen Garten in Steinfeld

Foto: Stephan Honkomp

Häusern vor Wölfen bewachen. Im Juli bekam ich einen Monat vor der Geburt meines Kindes frei und ging für sie arbeiten. Sie war dann noch einmal beim Arzt, er schrieb sie nicht krank. Dann blieb sie zu Hause. Ich besorgte den Lebensunterhalt für sie. Es ging ihr immer schlechter. Sie erzählte von der schönen Zeit, als ihr Vater noch lebte. Ob es je wieder eine solche Zeit für die Familie geben würde? Auf ihrem Sterbebett teilte sie mir mit, daß ich meinen jüngeren Bruder Oskar in ein Heim geben sollte, meine 5jährige Schwester Erika sollte ich aufziehen. Ich wußte, wie es in einem Heim war und wollte ihn nicht weggeben. Kurz danach starb Mutter. Nur drei Tage später wurde ich Mutter. Ein Sohn, den ich nach meinem Bruder Josef nannte. Einen Monat später kam mein Mann nach Hause. Uns ging es sehr schlecht. Beim Kolchosleiter bat ich um Hilfe für die beiden Waisen. "Gib sie in ein Heim", war die harte Antwort. Mein Bruder Oskar flehte mich an, ihn nicht wegzuschicken. Er wolle immer behilflich sein. Als unser Sohn einen Monat alt wurde, fing ich wieder an zu arbeiten. Meine Schwester Erika half als Kindermädchen, und Oskar besorgte Kuhmist zum Brennen. Mein Mann fuhr einen Trak-

tor. Traktoristen verdienten schon besser und auch schon ein wenig Geld. Im Winter 1951 starb unser Sohn. Weder bei seiner Geburt noch bei seinem Tod war ein Arzt greifbar gewesen. Erika hatten kinderlose Eheleute adoptiert. Nach einem Jahr kam sie zurück, denn man hatte sie immer geschlagen.

1954 wurde den Traktoristen erlaubt, in der Nähe ihrer Arbeitsstation zu wohnen. Wir zogen um nach Astrachanka, wo man Wasser aus dem Brunnen trinken konnte und nicht wie bisher aus dem "Kuh-teich". Wir nahmen einen Kredit auf und kauften uns ein kleines Haus. Ich fand sofort Arbeit. Auch Oskar mußte schon ran. Unsere Familie wurde mit der Zeit immer größer. Wir fanden Nacharbeit. Tagsüber bauten wir am Haus. Zwei Jahre haben wir gebaut, drei Jahre im neuen Haus gewohnt, dann wurde uns gemeldet, daß auf diesem Grundstück ein Krankenhaus entstehen soll. Wir mußten ausziehen. Vom Staat bekamen wir ganz wenig Entschädigung gezahlt. Wir kauften erneut ein Häuschen. Fünf Jahre lang haben wir an und umgebaut, bis wir alles in Ordnung hatten.

Das Krankenhaus wurde gebaut. In "unserem" Haus wohnte der Zahnarzt, der dort auch arbeitete. In der Straße, wo wir jetzt wohnen, zog unser ehemaliger Kommandant ein. Er war jetzt Lehrer. Jedesmal, wenn ich zur Arbeit an seinem Haus vorbeiging, bekam ich einen Stich ins Herz. Ich konnte das nicht mehr aushalten. Wir verkauften unser Haus und zogen dort weg. Mein ganzes Leben war bis dahin Unterdrückung und Erniedrigung gewesen. Keine Rechte, keine Heimat. So ein Schicksal hatte ich nicht alleine. Viele Tausende von unseren Deutschen aus Rußland erlebten das gleiche.

Seit 1988 leben wir in Steinfeld. Auch unsere Kinder mit den Familien sind hier. Auch wenn wir mittlerweile zum dritten Mal unsere Existenz neu aufbauen, wir fühlen uns in Steinfeld sehr wohl. Wir haben eine neue Heimat gefunden, dafür danken wir dem lieben Gott, dem deutschen Staat und besonders den Bürgern der Gemeinde Steinfeld, weil sie uns so freundlich aufgenommen haben."

Nachwort

In der Nachkriegszeit hatten wir es im Westen mit Flüchtlingen, Vertriebenen, Aussiedlern, Umsiedlern und jetzt mit Spätaussiedlern zu tun. In den letzten Tagen des Krieges und unmittelbar danach kamen die Vertriebenen und Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Gebieten, die östlich vom heutigen Deutschland liegen. Es kamen Menschen, die ein schweres Kriegsschicksal durchgemacht hatten. Sie kamen arm, oft ausgebombt nur mit ihren tragbaren Habseligkeiten hier an. Viele hatten zudem ihre Angehörigen verloren. Fast 1.600 Menschen kamen



damals, vor rd. 50 Jahren, aus Pommern, Preußen, Schlesien, Brandenburg oder aus den Sudeten nach Steinfeld. Sie zogen in den Westen Deutschlands, wo die Wirtschaft am Boden lag und die autochthonische Bevölkerung große Sorgen um das eigene Überleben hatte.

Die Gemeinde Steinfeld hat also schon immer Einwanderern eine neue Heimat geboten, die sich schnell einlebten. Und irgendwie schafften es Einheimische wie Flüchtlinge und Vertriebene mit gemeinsamen Anstrengungen, Deutschland wieder „auf Vordermann zu bringen“.

Um damals alle Belange des Einlebens nach dem II. Weltkrieg schnell regeln zu können, war in Steinfeld wie auch in anderen Gemeinden ein Vertriebenenamt eingerichtet worden. Dies leitete anfangs Josef Rose, selbst Vertriebener, und später Alfred Vietz. Von den sog. „Bur Vaogten“ erfuhr die Gemeindeverwaltung, welche Familien Flüchtlinge aufnehmen konnten. Sie wurden dort untergebracht und auch versorgt. Auch heute handelt es sich immer um Deutsche, deren Vorfahren vor einigen Generationen aus Deutschland ausgewandert sind. Sie sind Deutsche, die nun in das Vaterland zurückkehren. Die freiwillige Auswanderung vor mehr als 200 Jahren ist ihren Nachkommen zur Qual geworden, wie es in der Lebensgeschichte von Elvira Schöner zu lesen ist. Im Westen lebte man nach dem Krieg in Frieden und schuf sich einen vergleichbar hohen Lebensstandard. Im Osten hatten die Deutschen unter deutschunfreundlichen Regimen zu leben. In der ehemaligen Sowjetunion mußten sie die Verschleppung, Einreihung in die Arbeitsarmee und die Zeit des Gewahrsams erleiden und hinnehmen. Die Deutschen im Osten waren aber auch in dieser schweren Zeit sehr fleißige Menschen.

Es ist geschichtlich bedingt, daß die Deutschen sich auseinander gelebt haben, was u.a. auf die Folgen der politischen und wirtschaftlichen Krisen im 19. Jahrhundert und auf den letzten Weltkrieg zurückzuführen ist. Unsere Neubürger sind Menschen, die ständig „unterwegs“ waren. Wir sollten deshalb versuchen, in jedem seine Person zu sehen und nicht sein Geburtsland und jeden so zu akzeptieren, wie er ist.

Anmerkung

Auf „Drängen“ des Aussiedlerbeauftragten der Gemeinde Steinfeld, Adalbert Cisek, gab Elvira Schöner ihre Lebensgeschichte zu Papier. Seitdem kann sie übrigens wieder gut schlafen. Als kleines Dankeschön konnte Gemeindedirektor Peter Möllmann in Hördt/Rheinland-Pfalz, dem Ursprungsort von Elvira Schöners Vorfahren, einen 46seitigen Stammbaum auftreiben und an Frau Schöner überreichen. Redaktionell wurde ihre Geschichte von Stephan Honkomp bearbeitet, der auch die einführenden Worte und das Nachwort schrieb.

Peter Sieve

Ein Handschriftenfund im Landkreis Vechta:

Die Lebenserinnerungen des Märtyrers Bernhard Lichtenberg

Am 23. Juni 1996 sprach Papst Johannes Paul II. im Rahmen seiner dritten Pastoralreise nach Deutschland im Berliner Olympiastadion zwei Priester selig, die ihr Glaubenszeugnis unter der Herrschaft des Nationalsozialismus mit dem Leben bezahlt haben: Karl Leisner und Bernhard Lichtenberg.

Der Theologiestudent Karl Leisner, 1915 am Niederrhein geboren, kam 1940 in das KZ Dachau, weil er eine unvorsichtige Bemerkung über das mißlungene Attentat auf Hitler im Münchner Bürgerbräukeller gemacht hatte. Obwohl schwer tuberkulosekrank, konnte er 1944 im KZ von einem ebenfalls inhaftierten französischen Bischof heimlich die Priesterweihe empfangen. Er starb wenige Monate nach der Befreiung und wurde schon bald wie ein Heiliger verehrt. Als Sohn der Diözese Münster ist Karl Leisner auch in Süddoldenburg kein Unbekannter geblieben: An einem Dezemberwochenende des Jahres 1934 hat er im Antoniushaus in Vechta einen „Jungscharführerkurs“ für katholische Jungen des Oldenburger Landes durchgeführt.

Wenige Wochen vor der Seligsprechungsfeier in Berlin wurde im Kreis Vechta auch die Erinnerung an den Märtyrer Bernhard Lichtenberg geweckt. Überraschend tauchten hier nämlich das handschriftliche Original seiner im Gefängnis aufgezeichneten Lebenserinnerungen sowie einzelne Postkarten und Briefe an seine Eltern auf, die seit mehr als fünfzig Jahren als verschollen oder vernichtet galten. Bevor die Irrfahrt dieser Dokumente geschildert wird, soll das Leben und Wirken ihres Urhebers kurz gewürdigt werden.

Dompropst Bernhard Lichtenberg

Bernhard Lichtenberg wurde 1875 als Sohn eines Kaufmanns in der niederschlesischen Stadt Ohlau geboren und empfing nach Abschluß

